

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00088-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Rhiannon Lucy Cosslett

Fünf Tage im Licht

Roman

Aus dem Englischen von Sabine Längsfeld

Rowohlt Kindler

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem
Titel «Female, Nude» bei Hachette, UK.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Kirchenallee 19, 20099
Hamburg, Mai 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Female, Nude» Copyright © 2026 by Rhiannon Lucy Cosslett

Redaktion Ilona Jaeger

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im
Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Satz aus der Rongel bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-463-00088-6

Paula Modersohn-Becker, Selbstbildnis am 6. Hochzeitstag, 1906

5

Ich halte eine Postkarte in der Hand, die ich mir mit neunzehn kaufte und zwischen die Seiten meiner zerfledderten Ausgabe von Ways of Seeing schob. Ich halte sie zwischen Daumen und Zeigefinger an der oberen rechten Ecke fest, die Postkarte fängt leicht an zu zittern, weil ich zu heftig atme. Ich überlege, ob ich sie verschicken oder lieber telefonieren soll.

Die Hochglanzkarte zeigt die Reproduktion deines Selbstbildnisses aus dem Jahr 1906. Es entstand an deinem dreißigsten Geburtstag, sechs Jahre nach deiner Hochzeit. Deine Augen schauen mich aus deinem leicht geneigten Gesicht direkt an, nicht wirklich ernst, eher friedvoll gelassen, während du mit beiden Händen deinen gewölbten Bauch umfängst. Deine Brüste wirken selbstverständlich.

Du wärst gern schwanger gewesen, als du dieses Bild maltest, aber du warst es damals nicht. Du probierst das Schwangersein an, wie man ein Kostüm anprobiert. Um zu sehen, wie es dir steht. Ich glaube, du wolltest unbedingt schwanger sein, doch gleichzeitig hattest du Angst davor.

Du hattest deinen Ehemann verlassen und warst nach Paris gegangen, um Künstlerin zu sein. Vielleicht warst du so wie ich oft starr vor Schreck wegen der vielen Kunst, die du nicht

geschaffen hattest. Vielleicht kam daher dein Wunsch, dein Leben zu zerstören.

Ich kaufte die Postkarte in einem Museumsshop. Seit ich ein kleines Mädchen bin, sammle ich Postkarten von Gemälden. Ich wollte nach dem Verlassen der Ausstellung immer möglichst lange an dem Bedeutsamen festhalten, wollte den Zauber in mich aufsaugen.

6

Die Aktbilder, mit denen wir uns an der Uni befassten, waren bieder und blutleer. Ich hatte keine Ahnung, dass es dich gab, bis ich auf einer Interrail-Reise dein Gemälde sah, irgendwo in einer kleinen deutschen Stadt, während die anderen ihren Rausch ausschliessen. Der erste bekannte Selbstakt einer weiblichen Künstlerin. Mein Horizont weitete sich schlagartig.

Ich stand vor dir, begierig, jede Einzelheit in mich aufzusaugen. Was fiel mir auf? Abgesehen von deinen Brüsten waren es deine maskulinen Künstlerhände. Die fleischigen Arme, die rosa Flecken dort und auf deinem Gesicht. Eine Zurückweisung idealisierter Perfektion. Dies ist ein weiblicher Körper, gesehen von einer Frau.

Heute überrascht es mich nicht mehr, dass du im Lehrplan ausgelassen wurdest. Ich betrachte die Postkarte, während ich zitternd in einer zur Hälfte eingeräumten Abstellkammer stehe, im gleichen Alter, wie du warst, als du starbst: einunddreißig.

Ich frage mich, wie viele große Künstlerinnen die Welt an Kindsgeburten verloren haben mag. Hättest du überlebt, hättest du, glaube ich, einen Weg gefunden, Mutter zu sein und trotzdem weiter Kunst zu machen. Du hattest geplant, deinen Ehemann endgültig zu verlassen und das Kind allein großzuziehen.

Du starbst achtzehn Tage nach der Geburt, nachdem man dir zum ersten Mal erlaubt hatte aufzustehen. Sie flochten dir Rosen

ins Haar und führten dich zu deiner Tochter, damit du sie im Arm halten konntest. Deine letzten Worte waren: «Wie schade!»

Ich komme zu dem Schluss, dass dein Selbstporträt mir zu viel bedeutet, um mich davon zu trennen. Ich lege dich behutsam beiseite und greife zum Hörer.

Erster Tag, Vormittag

8

In meiner ersten Nacht auf der Insel träumte ich, ein Baby wäre wie selbstverständlich aus meiner Vagina herausgerutscht, wäre – samt Nabelschnur –, ohne ein Geräusch von sich zu geben, über meinen Körper nach oben gerobbt, auf meine rechte Brustwarze zu, hätte sie mit den Lippen umschlossen und angefangen zu saugen.

Die überraschende Ankunft des Babys ohne vorherige Schwangerschaft hatte zur Folge, dass mein Traum-Ich keine Milch produzierte und ich kein Bettchen für den Säugling hatte. Schließlich legten Greg und ich das Neugeborene in einen Amazon-Karton. Das Erscheinen des Kinds war ein Schock gewesen, aber kein völlig unerfreulicher. Als ich in der Morgendämmerung erwachte, verschwitzt und kinderlos, fühlte ich mich auf verstörende Weise beraubt.

In der Villa schliefen noch alle, als ich leise die Tür hinter mir zuzog und über den Pfad nach unten ans Meer lief, wo sich mein Ärger über das unnötig frühe Erwachen nach einer derart langen Reise langsam verflüchtigte. Es ist schwer, gleichzeitig zu weinen und zu schwimmen, und die leere Bucht war im Licht der Morgendämmerung so entwaffnend schön, dass der Traum schnell vergessen war. Hinter mir erstreckte sich ein goldener, von duftenden Aleppo-Kiefern gesäumter Sandstrand. Abgesehen von einer kleinen, verrammelten Taverne, die erst in fünf Stunden öffnen würde, war der Strand leer.

Er war zu beiden Seiten von Klippen gesäumt, die sich steil aus dem Meer erhoben. Das Wasser, das glitzernd die Felsen umspielte, war klarer als alles, was ich je gesehen hatte. Die mit Olivenhainen gesprenkelte Landschaft hinter dem Strand stieg steil an. Irgendwo auf dem Hügel stand inmitten der Bäume das Haus von Alessias Vater.

Ich schwamm dem Horizont entgegen. Die Sonne stieg kontinuierlich höher und beschien das weiß gekalkte Kloster. Hoch oben auf einer felsigen Halbinsel, die schützend die Bucht umarmte, wirkte das Kloster beinahe bescheiden. Die Kuppeldächer waren zwar nicht gerade gedrungen, aber ihnen fehlte der angeberische Drang anderer religiöser Bauten, sich über alles zu erheben. Stattdessen schaute das Kloster mit stillem Wohlwollen und schweigenden Glocken auf die Aktivitäten in der Bucht. Mönche gab es schon lange keine mehr.

Ich hörte auf zu schwimmen. Obwohl ich längst keinen Boden mehr unter den Füßen hatte, konnte ich auf dem Meeresgrund jedes noch so kleine Detail erkennen. Ich fing an, Wasser zu treten, der Atem rauschte mir in den Ohren. Ich erzeugte mit den Fingern leise platschende Geräusche, und plötzlich ertönte hinter mir, vom Ufer her, ein sehr viel lauterer Platschen. Ich drehte mich um und sah in der Nähe der Felsen unterhalb des Klosters einen dunklen Männerkopf aus der Gischt auftauchen. Ich hob die Hand zum Gruß, doch der Mann reagierte nicht, und etwas an seiner Art, als sei er absichtlich allein, hielt mich davon ab, ihm zuzurufen. Unbemerkt schwamm ich ans Ufer zurück, stieg den steilen Pfad und dann die Stufen zum Haus hinauf, tropfnass ohne mein Handtuch.

Auf der Terrasse saß Helena wie eine gelockte Göttin auf einer steinernen Bank, trank Espresso und tippte mit klackernen Gelnägeln eine Nachricht in ihr Telefon.

Sie hob den Kopf. «Warst du schon schwimmen?»

Ich nickte.

«Perfekter Morgen dafür. Du wirst lachen, aber ich ver-
zweifle gerade an der Frage, welchen Kopfschmuck ich tragen
soll.» Helena griff in die Tasche ihres seidenen Morgenmantels,
zog ein Päckchen Karelia-Slim-Zigaretten heraus und klopfte
10 sich rhythmisch damit gegen den Handrücken.

Ich fragte mich, warum Leute das taten.

«Meine Mutter will, dass ich dieses gruselige antike Orangen-
blüten-Wachsblumen-Teil meiner Großmutter aufsetze. Sie
trug es zur Hochzeit mit meinem Dad und hat es tatsächlich
vom Dachboden geholt, aber ich hätte viel lieber so was wie
das hier – schau. Wir fechten das gerade noch aus.»

Ich musterte die Krone aus gefriergetrockneten Blüten auf
dem Bildschirm und betrachtete die Frau, die ich seit über
zehn Jahren kannte. Das war sie unbestreitbar – eine Frau –,
trotzdem fiel es mir schwer, sie als eine solche zu sehen, was
nicht nur an ihrer schwächtigen Figur lag, sondern auch
an meinem Bild von ihr als Achtzehnjährige, das sich mir
eingebrannt hatte, in Leggings und Kapuzensweater, auf dem
die Namen ihrer Klassenkameraden prangten, die Haare auf
eine Seite gekämmt. Eine Frau, deren Ziel im Leben – von Joni
Mitchell geklaut – darin bestanden hatte, sich beim Tanzen zur
Jukebox die Strümpfe zu ruinieren. Eine Frau, die einhändig
einen Dreiblatt-Joint rollen konnte, die mit ihren treffsicheren
Pointen die Schlipsträger aus der Finanzbranche in den Bars
alt aussehen ließ, die ihre Abschlussarbeit über die Rolle des
Häuslichen in den Romanen von Virginia Woolf geschrieben
hatte und die die Männer in der Studierendenvertretung in
einer vernichtenden Rede mit ihrem, wie sie es nannte, «ag-
gressiven Anspruchsdenken» konfrontiert hatte.

Ein Blumenkrönchen. Irgendwann erwischt es uns alle.

Ich behielt den Gedanken für mich, dass ich den Wachkopfschmuck hübscher fand, setzte mich neben sie und beugte mich vor, um ihr eine Haarsträhne hinters Ohr zu streichen. «Zerbrech dir deshalb nicht den Kopf. Wenigstens nicht jetzt. Das ist dein JGA und du sollst Spaß dabei haben.»

«Ich hasse diese Abkürzungen. Aber immer noch besser als Hen-Party. Das klingt, als wären wir dämliche kleine Hühner, die nur gack, gack, gack machen können.»

«Tut mir leid. Was wäre dir denn lieber? Bachelorette-Party?»

«Zu amerikanisch. Außerdem machen vier Leute noch lange keine Party.»

Ich hatte darüber nachgedacht. Gab es tatsächlich nur drei Frauen auf Erden, die Helena wirklich mochte, oder war sie absichtlich selektiv gewesen? Was mir im Lauf der Jahre über Helena klar geworden war und was, seit sie Erfolg hatte, immer offensichtlicher zutage trat, war, dass sie *schöne Dinge* liebte. Dinge, die nicht nur teuer waren, sondern etwas über ihren Charakter aussagen sollten. Ledergebundene Tagebücher und Seidenpyjamas, handbemalte Keramik, Mid-Century-Möbel. Einer kreischenden Horde beschwipster Frauen mangelte es im Vergleich zu diesem sorgsam kuratierten Selbstbild definitiv an Stil.

«Dann gehe ich mal besser los und lass die Luft aus dem Riesenpenis», sagte ich.

Im Haus war immer noch alles still, die Fensterläden waren geschlossen, aber die weiß gestrichenen Wände warfen das Licht zurück, das durch die Terrassentür fiel, und ich fand auch so zu meinem Zimmer zurück. Aus meinen Haarspitzen tropfte Wasser auf den Marmorboden. Ich bewunderte mein

riesiges Bett. Bis zu dieser Reise war meine einzige Urlaubsreise ins Ausland ein Schulabschlussstrip nach Mallorca gewesen: fünf sechzehnjährige Mädels in einem winzigen, in den verschiedensten Brauntönen gehaltenen Apartment, wo sich der Abflussgestank aus dem Bad an die Nylongardinen und die Bettlaken heftete, auf denen wir rumfläzten, billige Maissnacks aßen und darauf warteten, dass irgendwer mit Kotzen fertig war. Den Kontakt zu den anderen Mädchen hatte ich schon während des Studiums verloren.

Im Gegensatz zu damals war dieses Haus so makellos geschmackvoll eingerichtet, dass es beinahe schon unangenehm war. Auf den perlmuttweißen Böden lagen kontrastierende blau-weiße Webteppiche, und vereinzelte handgefertigte, aber unrustikale *objets d'art* sorgten in den ansonsten minimalistischen Regalen für Farbakzente. Die Fenster waren von langen, weißen, hauchdünnen Musselinvorhängen umrahmt, welche die Zimmer bei geöffneten Läden wahrscheinlich in verträumtes Sonnenlicht tauchen würden. Die Bettwäsche war ebenfalls weiß, und an der Wand hinter dem Bett hing die Tuschezeichnung eines sitzenden weiblichen Akts, Matisse vielleicht. Vielleicht sogar ein Original. Alessias Vater besaß eine Galerie in Athen.

Wir waren am Vorabend im Dunkeln angekommen, und ich hatte das Haus erst morgens richtig von außen gesehen, doch als Alessia uns herumführte, hatte ich für einen Moment das Gefühl gehabt, außerhalb meines Körpers zu stehen. Und jetzt, während ich in diesem perfekten Schlafzimmer stand, fragte ich mich, wie ich hier gelandet war. Die Frage hatte nichts Selbstgefälliges, war eher ein Staunen darüber, wie das Leben manchmal spielte, und ich fragte mich, wie verwundert mein jüngeres Ich wohl über die Entwicklung gewesen wäre:

dass ich, anstatt mir europäische Kinofilme über Menschen in Ferienhäusern anzusehen, plötzlich selbst in einem residierte.

Ich duschte, zog mir eine weiße Leinentunika über und machte mich auf die Suche nach Frühstück.

Im offenen Wohnbereich traf ich auf Alessia. Sie trug ein Kleid in umwerfendem Yves-Klein-Blau, das offensichtlich die Farbe der Fensterläden unterstreichen sollte, die sie gerade schwungvoll aufstieß. Sie sah zu mir auf.

«Hast du gut geschlafen?»

«Sehr gut, danke. Ich war schon schwimmen. Der Strand ist herrlich. Unglaublich, wie klar das Wasser ist.»

«Das hier ist mein absoluter Lieblingsort.» Alessia trat lächelnd vom Fenster zurück. «Es gibt Kaffee.»

Wir gingen durch eine andere Glastür auf die rückwärtige Terrasse und setzten uns an einen großen runden Tisch mit Mosaikplatte. Er war mit Gebäck, Brot und diversen Marmeladen gedeckt, außerdem mit einer Kanne Kaffee und einem Krug Orangensaft. Zwei benutzte Garnituren Frühstücksgeschirr waren bereits ordentlich gestapelt beiseitegestellt worden, und Iris war auf eine der gepolsterten Sonnenliegen am Pool umgezogen. Die Hitze machte sich trotz der frühen Stunde schon bemerkbar und verlieh der Luft eine träge Schwere, die nicht zu der unmittelbaren Nähe zum Meer passte. Vielleicht war die Schwüle auf die schroffen Hänge zurückzuführen, die über dem allein stehenden Haus aufragten und es auf eine Weise umschlossen, die fast ein wenig unheilvoll wirkte.

Während Alessia sich über das Frühstück hermachte, murmelte ich den anderen beiden einen Gruß zu, ohne eine Antwort zu bekommen. Iris und Helena schienen zu schlafen. Iris hatte auf der Reise, sobald sie im Flugzeug saß, die Kopfhörer reingemacht und während des Flugs kein Wort

mit mir gesprochen. Auf dem Sitz neben ihr lag die Hardcover-Ausgabe eines hochgejubelten Romans, der in dem Sommer unverschämt erfolgreich gewesen war, eine Geschichte über Menschen aus dem Verlagswesen, die miteinander ins Bett gingen. Wahrscheinlich hatte Iris versucht, unter den kaum verfremdeten Figuren irgendwelche Freundinnen oder Kollegen – oder sich selbst – auszumachen.

Sie lag auf dem Bauch. Ich warf einen kritischen Blick auf ihren nackten Rücken. Sie war nach Iris Murdoch benannt worden, die eine Freundin ihrer Mutter gewesen war, auch wenn Iris das absolute Gegenteil einer schillernden Persönlichkeit war. Nicht, dass ich sie gehasst hätte – dazu verkehrten wir schon zu lange unfreiwillig miteinander. Aber in ihrer Gegenwart hatte ich ein permanentes Gefühl von Unzulänglichkeit. Das lag weniger an ihrem statuenhaften nordischen Aussehen, sondern eher an ihrem kulturellen Kapital und der arroganten Attitüde, die ihrem Gegenüber grundsätzlich suggerierte, begutachtet und für mangelhaft befunden worden zu sein. Nachdem ich jahrelang versucht hatte, eine Art Bindung zu ihr aufzubauen, hatte ich inzwischen akzeptiert, dass es mir an den Qualitäten fehlte, die sie von einer Freundin erwartete, und versuchte es nicht mehr.

Manchmal fragte ich mich, ob Iris' eisige Kälte ein Abwehrmechanismus war. Sobald es um ihren Job als Lektorin eines bekannten Literaturverlags ging, wurde sie dermaßen kühl, dass es ins Unangenehme kippte, was womöglich daran lag, dass sie ihre Stellung nicht ausschließlich ihren Leistungen zu verdanken hatte.

So etwa in der Flughafenbuchhandlung am Vortag:

IRIS: Ich sehe die *LRB* nirgendwo. Man sollte meinen, dass die an einem internationalen Flughafen zu kriegen wäre.

ICH: Was ist die *LRB*?

IRIS: Die *London Review of Books*.

ICH: Ach so. Bekommst du die im Verlag nicht umsonst?

IRIS, ZUM NEW YORKER GREIFEND: Wie kommst du darauf, dass wir für so was ein Budget haben? Hörst du eigentlich jemals zu?

15

Ich schenkte ihr ein aspartamsüßes Lächeln. Sie stolzierte in Richtung der Selbstbedienungskassen davon, während ich blieb, wo ich war, in der einen Hand eine Einführung in die griechische Mythologie, verfasst von einer TV-Celebrity, und in der anderen die Sandwiches, die Greg, dem die Vorstellung missfiel, dass ich am Flughafen zu viel Geld ausgab, mir morgens geschmiert und liebevoll in Alufolie verpackt hatte. Ich wusste genau, wofür *LRB* stand.

Vielleicht hasste ich sie doch. Wenn ich jetzt auf diese Zeit zurückblicke, erkenne ich, dass ich da bereits dabei war, aus der Bahn zu geraten. Hinterher hieß es, ich hätte einen Schub gehabt, und die anderen zerpflückten unsere Reise bei diversen Gläsern Picpoul auf der Suche nach Warnzeichen. Wie meine Therapeutin sagte, sei es leichter, bei anderen Irrsinn zu diagnostizieren, als in einem bestimmten Verhalten die nachvollziehbare Reaktion auf etwas Erlebtes zu sehen. War ich nicht schon am ersten Tag ein bisschen neben der Spur gewesen? Ein Stückchen abseits der Gruppe?

Dabei war das nie anders gewesen.

Iris' Verachtung für mich war von dem Tag an, als wir uns an der Universität kennenlernten, offensichtlich gewesen. Sie

und Alessia hatten sich den ganzen Abend über Leute in der Kunstszene unterhalten (Iris' Vater leitete ein Museum, und Alessias Vater war ein wohlhabender Sammler, der damals vorhatte, eine Galerie zu eröffnen). Während sie redeten, kaute ich an meinem Strohalm.

16 Dabei störte mich nicht die Unhöflichkeit ihres Verhaltens, sondern die Tatsache, dass ich es zuließ, mich dadurch so klein zu fühlen. Ich hatte Eleanor Roosevelts Ratschlag in den Wind geschlagen und mich damit einverstanden erklärt, mich minderwertig zu fühlen. Ich hatte quasi auf der gepunkteten Linie unterschrieben. Zu der Zeit, als wir als Menschen noch unfertig waren, als wir noch versuchten, aus unseren provisorischen Identitäten etwas Solideres zusammenzuschustern, hatte ich dieses Gefühl oft. Anfangs hatte ich mich zu diesen Frauen hingezogen gefühlt, weil ihre Ungezwungenheit und ihr Selbstbewusstsein Qualitäten waren, die ich nicht besaß. Ich hatte gedacht, Iris würde ihre arrogante Art irgendwann ablegen, doch dazu kam es nie. Das verstörte mich. Ich selbst hatte im Laufe der Jahre gelernt, mich mehr zu mögen, was unser Verhältnis noch unangenehmer machte. Dennoch ertappte ich mich dabei, wie ich Iris in Schutz nahm, wenn andere Bemerkungen über ihre unhöfliche Art machten. «Wenn du sie erst mal kennst, ist sie ganz anders», behauptete ich.

Das war gelogen. Iris war immer so.

Hinter mir ertönte das Klappern des Mokkatöpfchens auf dem Porzellanunterteller und rief mich zu Tisch. Alessia bestrich sich die Scheibe Toast, die sie zur Hälfte essen würde, mit Butter und summte leise vor sich hin.

Ich setzte mich.

«Wie lautet der Plan für heute?»

«Vormittags rumlungern am Pool, dann runter zur Taverne zum Mittagessen.»

Uns blieben fünf Tage, bis die Männer kommen würden.

«Es sind doch nur fünf Tage», hatte ich zu Greg gesagt, als ich ihn bat, in der zweiten Urlaubshälfte gemeinsam mit den anderen Partnern nachzukommen. «So schlimm wird es schon nicht werden.»

17

Greg schob sich die Brille auf die Nasenwurzel und legte das Telefon weg, auf dem er herumgescrollt hatte. Ich lehnte im Türrahmen und kaute auf der Lippe.

Er reagierte nicht.

«Das ist nicht wirklich meine Vorstellung von Urlaub, Soph», sagte er schließlich.

Er hatte die Mädels noch nie gemocht, aber die dazugehörigen Männer fand er noch schlimmer.

«Ich habe mit denen nichts gemeinsam.» Seine Stimme klang wie ein Winseln, und kurz war er mir peinlich. «Ich weiß nie, worüber ich mit denen reden soll.»

«Und schon bist du wieder so gereizt», sagte ich. «Bei reichen Leuten bist du immer gereizt.»

Er hatte erwidert, das sei immer noch besser, als sich von Reichen einschüchtern zu lassen. Doch schließlich hatte er nachgegeben.

Ich freute mich auf ihn und dann auch wieder nicht. Wir waren nun seit beinahe sechs Jahren ein Paar, und ich hätte mich eigentlich entscheiden sollen, ob ich Kinder wollte, aber ich hatte schon damals das Gefühl zu zerfließen. Wir zerflossen alle. Ich konnte zusehen, wie sich meine Freundinnen vor meinen Augen auflösten, wie ihre Konturen mit dem Hintergrund dessen verschmolzen, was langsam und unmerklich

unser Leben geworden war. Die Veränderung war verwirrend gewesen. Mit Anfang zwanzig war es trotz der Unterschiede in unserer Herkunft leicht gewesen, so zu tun, als wären wir alle gleich, als würden unsere Schicksale sich überschneiden. Wir lebten alle die gleichen zusammengeschnittenen, unauthentischen Leben in WGs und Secondhandklamotten, arbeiteten an irgendwelchen kreativen Projekten und hielten uns mit Nebenjobs und Zeitarbeit über Wasser. Dann machte das Geld sich bemerkbar. Natürlich hatte es auch vorher schon Anzeichen gegeben – mit einer lässigen Handbewegung beglichene Restaurantrechnungen, ausgedehnte, unbezahlte Praktikumsphasen, Reisen nach Bali –, doch langsam wurde es offensichtlich, unbestreitbar. Die ungehobelte Präsenz des Geldes stand in der Zimmerecke wie ein hässliches Ornament, immer da, wenn auch nicht ganz so offensichtlich wie das Baby-Thema.

Greg war in vielerlei Hinsicht der perfekte Mann dafür. Er hatte eine Festanstellung, war nett und relativ verlässlich. Er kam aus einer normalen Durchschnittsfamilie und hatte mehrere Schwestern, weshalb er Frauen wie Menschen behandelte und nicht wie seltsame Kreaturen mit geheimnisvollen Körperfunktionen und unergründlichen Bedürfnissen, wie Sirenen aus einer anderen Sphäre. Er war groß gewachsen und attraktiv und verlor offensichtlich keine Haare. Außerdem war er intelligent, aber nicht auf unangenehme Art, und er war witzig, ohne je gemein zu werden.

Wir arbeiteten im selben Kunstmuseum. Ich hatte ihn ab und zu dort gesehen und bewundert, wie er in seinem Mantel aussah, einem schwarzen Trenchcoat mit Schulterklappen, der ihm einen französischen Touch verlieh. Er hatte ein kantiges Gesicht mit jener Art keltischer Blässe, die vermuten ließ, er könne auf Drogen sein oder habe zumindest in der Vergan-

genheit Erfahrungen damit gesammelt, und obwohl er auf den ersten Blick so wirkte, war er nicht überheblich. Durch seine lässige Offenheit war er bei allen beliebt. Er lächelte viel und machte geistreiche Witze über die Künstlerinnen und Künstler, die bei uns ausgestellt wurden. Als ich damals angefangen hatte, im Museumsshop zu arbeiten, hatten wir in den ersten Wochen nur Höflichkeiten ausgetauscht oder uns in der Teeküche oder im Rauchertreppenhaus zugenickt, bis er eines Tages in den Laden gekommen war, um eine Geburtstagskarte zu kaufen.

«Glaubst du, das hätte er gewollt?»

Ich stand an der Kasse, verdutzt über diese seltsame Frage. «Wer?»

«Edvard Munch. Stell dir vor: Er läuft bei Sonnenuntergang am Fjord entlang, durchlebt diesen qualvollen Moment von existenziellem Schmerz. Der orangefarbene Himmel sieht aus, als würde er zerreißen, und Munch spürt, wie seine Identität zersplittert. Er malt das Gefühl und tauft es *Der Schrei*. Glaubst du, er hat, während er daran arbeitete, gedacht, «Eines Tages wird dieser Entsetzensschrei über das menschliche Elend als Filzfingerpuppe für fünf neunundneunzig in einem Museumsshop landen?»»

Ich sah ihn wortlos an, während er grinsend mit dem Finger wackelte, auf den er sich besagte Puppe gesteckt hatte. Seine Augen waren überraschend blassblau, und ich erwiderte seinen Blick einen winzigen Moment zu lang, um ihm zu zeigen, dass ich es bemerkt hatte, dann sagte ich:

«Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis, dass das Gesicht auf dem Gemälde den titelgebenden Schrei ausstößt. In Wirklichkeit hält sich die Figur die Ohren zu, weil Munch das Gefühl hatte, der Himmel wäre ein einziger Schrei. Das macht

zwei fünfzig für die Karte, bitte. Ich nehme an, die Fingerpuppe willst du nicht.»

20 Später erzählte er auf Partys immer, das sei der Augenblick gewesen, in dem er sich in mich verliebt habe, und ich spielte mit. Es war eine nette kleine Geschichte, die nebenbei zeigte, dass er ein moderner feministischer Mann war, der es reizvoll fand, von einer intelligenten Frau korrigiert zu werden – von einer, die, wie er noch erfahren sollte, ein Spitzenexamen in bildender Kunst hatte und dennoch, sträflich überqualifiziert, in einem Museumsshop arbeitete. Als würden nicht die meisten Kunstschaaffenden im Verkauf enden.

In Wirklichkeit hatte er kurz verschnupft gewirkt, als ich die Karte in die Papiertüte schob und sie ihm reichte, während unsere Finger sich berührten. Könnte sein, dass das eher der Augenblick gewesen war.

Vielleicht tue ich ihm aber auch unrecht. Er war im Großen und Ganzen ein anständiger Kerl und würde die Behauptung, er habe sich damals angegriffen gefühlt, garantiert zurückweisen.

Ich würde sagen, Worte, wie geistreich auch immer sie arrangiert sein mögen, sind eben nur Worte. Manchmal denke ich, wirklich in mich verliebt hat er sich, als er herausfand, was ich mit meinem Mund sonst noch anfangen konnte.

Francesca Woodman, From Space², Providence, Rhode Island, 1976

21

Ich begegnete dir in meinen Teenagerjahren, meinte, den qualvollen Ruf einer unglücklichen Seele zu einer anderen zu hören. Ich las, du seist die Plath der Fotografie, ohne mir damals der permanenten Katalogisierung von weiblichem Schmerz in etwas Harmloses und Beherrschbares bewusst zu sein, der Beraubung all seiner aufrichtigen Tonfälle, seiner Wut, seiner Scharfsinnigkeit.

Auf dieser winzigen Fotografie, die entstand, als du achtzehn warst, sind Gesicht und Leisten hinter geblühten Tapetenfetzen verborgen. Wir sehen nur deinen Nabel und die Füße, die wirken, als würden sie aus der Wand in unsere Dimension hineintreten – oder vielleicht auch daraus verschwinden, weg von uns.

«Bin ich auf dem Bild? Komme ich dazu, oder verschwinde ich? Ich könnte ein Geist sein, ein Tier oder eine Leiche, nicht dieses Mädchen, das in der Ecke steht ...?», schriebst du einmal.

Ich habe früher oft meinen Körper im Badezimmerspiegel betrachtet, habe die jugendlichen Proportionen bewundert, ein gespensterhaftes Echo derselben dünnen Figur wie deiner. Der Körper, den Männer wollen; der Körper eines Kinds mit Brüsten. Das war mir damals schon bewusst, und dennoch gefiel es mir. Du hast immer versucht, deinen Körper zum Verschwin-

den zu bringen, zu verstecken oder verfremden. Du mochtest Schauergeschichten, genau wie ich, hast dich vielleicht mit den eingesperrten Heldinnen identifiziert, ihrem schillernden Irrsinn.

Auch du mochtest Spiegel. Du warst dreizehn, als du zum ersten Mal vor der Kameralinse standest. Was dachte dieses Mädchen? Was brachte sie dazu, die flüchtige Präsenz ihres Körpers in der Welt einzufangen?

Du – das Kind von Künstlern – setztest deine Nacktheit wie eine sehr viel reifere Fotografin ein; wir sind ein solches sexuelles Selbstvertrauen bei einer derart jungen Frau nicht gewohnt. Nachdem alle anderen nach Hause gegangen waren, hast du dich ins naturgeschichtliche Museum in Florenz geschlichen und mit der Kamera experimentiert. Offenbar mochtest du verlassene Orte.

Ich betrachte deine Selbstporträts und habe das Gefühl, die leeren Kammern deines Herzens zu betreten: die abblätternde Tapete, die nackten Bodendielen, die heruntergekommenen Gebäude, in denen du fotografiertest. Die Spannung zwischen der im Verfall begriffenen Umgebung und deinem erotisierten Körper macht die Objektivierung zum Kampf fürs Auge.

Man neigt dazu, deine gesamte Arbeit durch das Prisma deines Todes zu betrachten, dabei steckt viel verspielter Humor darin. Du alberst herum, lachst, machst dich über den männlichen Blick lustig. Während die Jugendliche in mir sich von deiner Traurigkeit angezogen fühlte, ist es bei der Frau in mir dein Sinn für Ironie.

Die Welt nahm, erst Jahre nachdem du dich mit zweiundzwanzig in der Lower East Side aus dem Fenster gestürzt hattest, langsam von dir Notiz. Inzwischen zählst du in der Fotografie zu den großen Namen des zwanzigsten Jahrhunderts. Künstler zu sein, birgt psychische Risiken, sagte dein Vater.

Du hattest, alles in allem, zehntausend Negative erschaffen.